

Meine Erlebnisse in der Ardennenschlacht

So gut ich mich nach vierundfünfzig Jahren erinnern kann, möchte ich meine Erlebnisse hier wiedergeben. Dabei bin ich mir bewusst, dass andere Welscheider ähnliches oder gar Schlimmeres in jenen Schreckenstagen erlebten.

Der 16. Dezember 1944 war ein grauer Herbsttag, der plötzlich erfüllt war mit furchterregenden Gerüchten: die Deutschen kommen wieder» was wir aber nicht glauben wollten. Doch am nächsten Tag, es war Sonntag, nahmen die Gerüchte beängstigende Ausmaße an und die ersten Flüchtlinge zogen durch unser Dorf. Am Nachmittag beschlossen meine Schwestern und ich uns zu erkundigen. Wir schritten in Richtung Bourscheider Schloss. Unser Schäferhund begleitete uns stets bei diesen sonntäglichen Ausflügen. Unbekümmert, wie Jugendliche nun einmal sind, trugen wir die rotweißblauen Mützen, die wir uns für die Befreiung angefertigt hatten. Ohne etwas von den Deutschen zu sehen, doch beängstigend war der Kanonendonner zu hören, erreichten wir die Burg um anschließend den Heimweg anzutreten.

An den beiden folgenden Tagen bestätigten sich die Gerüchte durch die Berichte der zahlreichen Flüchtlinge. Wir waren in großer Angst und Ratlosigkeit. Also beschlossen mein Vater und mein Bruder mit der Pferdekutsche nach Westen zu fahren. Niemand wusste, wo die Deutschen schon waren und welche Richtung ihr Vorstoß hatte. Da wir Verwandte in Niederpallen hatten, sollte dies das Ziel ihrer Flucht sein. Der Abschied war schwer, besonders für unsere Mutter.

Am Mittwoch, den 20. Dezember, das Wetter war trüb und neblig, fielen die ersten Deutschen Truppen ins Dorf ein. Es waren Fußsoldaten jeden Alters in erbärmlicher Ausrüstung, der sogenannte Volkssturm; dazwischen viele Pferdefuhrwerke. «Und die wollen den Krieg gewinnen», bemerkte meine Mutter, als die schäbigen Gäule mit den Wagen an uns vorbeifuhren.

Am Freitag, den 22. Dezember stockte der Vormarsch- die Truppen zogen sich wieder von Feulen zurück. Nun fielen die ersten Granaten ins Dorf. In Panik liefen wir über die Wiese in den gegenüberliegenden Berg, dort glaubten wir uns in Sicherheit. Die Soldaten aber riefen uns zurück und von ihnen lernten wir, wie man sich vor Splintern schützen sollte: «Nur weg von Fenstern und Türen, bis der Beschuss vorüber ist » lautete die Devise.

Dann fiel Schnee und zugleich wurden die Granateinschläge so häufig, dass wir uns nach einem sicheren Keller umsehen mussten. Im Hause Malget (Kraas) war ein großer Keller mit starkem Gewölbe und mit zwei Ausgängen. Konnten wir anfangs noch unser Vieh besorgen, so wurde dies bald zu gefährlich; der Keller wurde unser Aufenthalt für annähernd vier Wochen. Inzwischen kamen immer neue Flüchtlinge zu uns; manche zogen nach kurzer Zeit fort, andere fanden es verhältnismäßig sicher und setzten sich zu uns.

Der Keller bestand aus zwei Abteilen; den hinteren Raum beschlagnahmten die Deutschen, um dort das "Rote Kreuz" einzurichten. Viele Verwundete kamen und riefen schon am Eingang: «Wo geht's zum Sani?» Manchmal hörten wir das Schreien und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden.

Am Heiligabend kam dann der erwartete amerikanische Angriff auf Welscheid. Von der Schlacht konnten wir nichts sehen, hörten umso mehr den Kriegslärm. An dem Verhalten der deutschen Soldaten merkten wir, dass etwas Ausserordentliches geschah» Kommandos ertönten, Melder rannten hin und her und an den Kellerwänden standen die Soldaten hintereinander, das schussbereite Gewehr in der Hand. Nach Stunden (wie lange weiß ich nicht) wurde es wieder ruhiger. Später erfuhren wir, dass die Amis nicht durchgekommen waren und fünf Panzer verloren hatten. Die Deutschen feierten ihren Sieg im Keller, wobei ein Soldat mit dem "eisernen Kreuz" ausgezeichnet wurde. Er hatte zwei Panzer mit der Panzerfaust abgeschossen.

Die Granaten fielen jetzt fast ununterbrochen. Wenn ein Einschlag ganz nahe kam, bebten die Mauern und vom Gewölbe rieselte Staub auf uns hernieder. Wir beteten laut den Rosenkranz. Auf einmal streckte der Sanitäter den Kopf herein und zog aus seiner Tasche ein Kreuz hervor: Er war Feldgeistlicher. Ab und zu besuchte uns auch unser Dorfpfarrer. Als er davon sprach, das Dorf zu verlassen, sagte der Feldgeistliche: «Ein guter Hirte bleibt bei seinen Schafen.» und er blieb.

Nach ungefähr vierzehn Tagen kamen neue Truppen ins Dorf. Diese trugen bessere Uniformen, eine Art Windjacke. Es dürfte so um den 30. Dezember gewe-



Café Cleson, 1944

sen sein, als ein Soldat in den Keller kam mit dem Befehl: «Alle Zivilisten müssen raus.» Doch der Arzt vom "Roten Kreuz" blickte ihn an und sagte ganz bestimmt: «Die Zivilisten bleiben hier.» Das war unsere Rettung. Nach unserer Befreiung erfuhren wir, was sich an Schrecklichem an diesen Tagen ereignet hatte. Waren doch fünf Menschen auf der Flucht im Warktal von Granaten getötet und zwei verwundet worden, wovon einer später seinen Verletzungen erlag.

Nachts mussten die Soldaten hinauf in die "Schirr" um ihre Kameraden in vorderster Linie abzulösen. Auch ein Arzt oder Sani musste mit. Alle hatten Angst und wollten sich verdrücken. Doch der Oberst schrie erbarmungslos: «Ihr Glaskücken, raus!»

Jede Nacht kam der «Blaurock», so nannten ihn die Soldaten, mit dem Pferdegespann, um die Verwundeten über Bourscheid weiter in ein Lazarett zu transportieren. Oft berichtete er von furchtbaren Erlebnissen während der nächtlichen Fahrt.

Eine Frau aus Kehmen hatte, als sie für kurze Zeit den Keller verließ, einen winzigen Splitter abbekommen. Als sie über Schmerzen in der Brust klagte, wurde sie vom R.K.-Arzt untersucht. In der folgenden Nacht wurde sie dann mit dem Verwundeten-Transport ins Lazarett nach Merscheid (Vianden) gebracht. Ihr Mann stapfte zu Fuß neben dem Wagen durch den Schnee. Tage später erlag die Frau ihrer Verletzung. Es handelte sich um Mme. Suzanne Steichen-Plier.

Wenn wir täglich in diesen Kriegswirren um unser Leben bangen mussten, so war doch die Angst, von den Deutschen verschleppt zu werden sehr groß; desweiteren war zu befürchten, daß die Nazis zurückkehren würden.

Eines Tages kam ein Wehrmachtsoffizier in den Keller und verkündete im Kommandoton, alle müssten raus, auch das Rote Kreuz, denn der Hauptgefechtsstand werde hier untergebracht. Wohl oder übel, jeder packte seine Decke und man versuchte in einen andern Keller zu gelangen. Da beständig Artilleriefeuer war, war das sehr gefährlich. Ein Dach, welches schräg über die Straße abgerutscht war, bot uns etwas Schutz und so gelangten wir zum Hause Winandy (Huescherts). Doch schon am nächsten Tag wurde alles rückgängig gemacht; unser Keller schien den Herren doch nicht sicher genug.

Träge zogen sich die Tage dahin; wir hatten den Zeitbegriff verloren. Eine Hauptsorge war die Nahrung, die Soldaten hatten ja alle Nahrung organisiert.....Wenn Leo von Kehmen mit einem halben Eimer Milch aus dem Stall kam, freuten wir uns alle. Wie er es anstellte, um zwischen den Einschlügen noch eine Kuh zu melken, weiß ich bis heute noch nicht.

Meine Schwester und ich beschlossen zur Mühle zu laufen in der Hoffnung, dort etwas Mehl zu bekommen. Froh darüber, uns allen aus der größten Not zu helfen, liefen wir wieder schnell zurück in den Keller von Kraas. Doch der «amerikanische Storch» kreiste über dem Dorf wie ein Raubvogel. Kaum hatten wir den Sack

mit dem Mehl niedergelegt am Eingang, als ein fürchterlicher Krach erfolgte; Sand und Steine fielen uns auf die Köpfe, der Raum war ganz dunkel. Eine Granate war am Eingang des Kellers explodiert, wenige Sekunden nachdem wir hinter den Mauern Schutz gefunden hatten. «Do, elo as et riwer,» sprach ein alter Mann aus Erpeldingen. Doch es blieb dabei; der Sack mit dem Mehl war zerfetzt; die hölzerne Kellertür war aus den Angeln gerissen und zertrümmert; aber wir alle waren verschont geblieben.

Eine Familie aus der Nachbarschaft (Marx), erwartete in jenen Tagen ein Kind. In ihrer Not kamen die Leute zum "Roten Kreuz" wo dann ihr Kind glücklich zur Welt kam. Leider starb das Mädchen nach wenigen Wochen, kein Wunder.

Endlich, gegen den 18. Januar, zogen sich die Deutschen Truppen kampfflos zurück. Etwa zwei Tage schien das Dorf geräumt zu sein, doch fielen hin und wieder einige Granaten, so daß wir es vorzogen, noch in Sicherheit zu bleiben. In den Gärten hinterm Dorf sahen wir noch einen Funker im Schützenloch sitzen. Einige Landser, die offenbar kriegsmüde waren, hatten sich dem Rückzug entzogen; sie wollten lieber in die Gefangenschaft. Einer saß sogar auf der Brücke und machte Musik mit einer Ziehharmonika.

Plötzlich rief jemand: «Die Amerikaner kommen!» Wir konnten nun sehen, wie sie in langen Reihen von der "Schirr" herunterstiegen mit ihren weißen Tarnanzügen. Voll banger Erwartung blieben wir im Keller. Auf einmal hörten wir Schritte und sahen im Halbdunkel einen Soldaten mit dem Gewehr in der Hand. Unsere Mutter hatte noch die Geistesgegenwart: «Zivilist» zu rufen. Der Soldat zuckte zusammen - die Befreiung war da. Wir konnten es kaum fassen und begrüßten die Männer aus übersee aufs Herzlichste. Bei unserm Anblick reichten sie uns spontan einige Stücke Seife, damit wir uns nach dem wochenlangen Kellerleben waschen konnten.

In unserer Stube zu Hause war noch die alte Standuhr wie vorher. Ein G.I. stieg auf einen Stuhl und zog sie auf. Nachdem er den Pendel angestoßen hatte, tickte die Uhr wieder, als sei nie etwas Besonderes geschehen.

Einige Soldaten hatten eine erbeutete Naziflagge, worauf sich viele Unterschriften befanden. Auch uns forderten sie auf, unsere Namen auf die Fahne zu schreiben; Souvenir!

Endlich kehrten auch unser Vater und unser Bruder zurück; wir waren überglücklich, dass keinem ein Leid zugestoßen war. Ich höre noch heute meinen Vater, beim Anblick des Hofes sagen: «Dat do léist sech alles flécken; d'Haaptsaach as, mir sin nach alleguerten beieneen.»

Lucie Derneden